

# Als Zwangsarbeiter in Krefeld

von Jacques Lemonnier

*Der folgende Beitrag ist ein Auszug aus den Lebenserinnerungen des französischen ehemaligen Zwangsarbeiters Jacques Lemonnier. 1922 als Sohn eines Notars und Bürgermeisters im normannischen Saint Jean de Daye geboren, wurde er 1943, nachdem er gerade sein Abitur bestanden hatte, auf Grund des 1942 auf Druck der Deutschen von der Pétain-Regierung eingerichteten „Service du Travail Obligatoire“ wie Tausende anderer junger Franzosen als Zwangsarbeiter nach Deutschland geschickt. Vom August 1943 bis zur Befreiung durch die Amerikaner im März 1945 mußte er seinen Dienst in Krefeld ableisten. (Zur Erinnerung: 1944 waren von 160 503 Krefelder Einwohnern 13 188 dienstverpflichtete Ausländer, die in Lagern untergebracht waren.) Nach dem Krieg begann Jacques Lemonnier ein Jurastudium und wurde schließlich, ebenso wie sein Vater, Notar und Bürgermeister in einer kleinen normannischen Ortschaft.*

*Auf Anregung von Stadtarchivar Paul-Günter Schulte übersandte er den Teil seiner Erinnerungen, die seine Krefelder Zeit zum Inhalt haben, der Redaktion der „Heimat“. Der Text wurde leicht gekürzt, die Übertragung ins Deutsche besorgte Elke Gathen. Angemerkt sei noch, dass der Autor sich gerne des Stilmittels der Ironie bedient, was manchmal leicht irritierend wirken kann.*

## Unfreiwilliger Arbeiter in Deutschland

1943 hatte ich gerade mein Abitur bestanden und wohnte bei meiner Schwester in Paris. Trotz all meiner Schläue und meiner Unwilligkeit wurde ich durch die Besatzungsbehörden erfasst. Um zu verhindern, dass ich desertieren könnte und um dafür zu sorgen, dass ich bei den verschiedenen Kontrollen auf den ersten Blick durch französische und deutsche Polizisten erkannt werden konnte, kennzeichneten die Deutschen meinen Ausweis mit einem großen roten Stempel. Daraufhin wurde ich durch ein deutsches Beschäftigungsbüro, Rue de l'Université in Paris, erfasst. Ich musste mich einer kompletten Gesundheitsuntersuchung unterziehen (Pocken, Krätze etc.), denen noch verschiedene

andere folgten. Danach wurde ich „gebeten“, mich am 30. Juli 1943 um 20.30 Uhr am Gare de l'Est einzufinden.

Meine Schwester und mein Schwager sowie die Freundin, die ich damals hatte, begleiteten mich. Ich stieg, versehen mit meinem Rucksack, großem Koffer und Reiseproviant, mit den anderen „Dienstverpflichteten“ ein, in einen alten ausgemusterten Dritte-Klasse-Waggon der S.N.C.F. mit Holzbänken. Wohin die Reise ging, wussten wir nicht. Wir machten uns ein wenig miteinander bekannt und nahmen einen Imbiss aus dem Proviant, den wir hatten mitnehmen können.

Der Zug fuhr sehr langsam und wir hielten häufig an, denn die Militärkonvois hatten Vorrang. Wir wurden von bewaffneten Soldaten begleitet. In der Nacht hielt unser Zug an einem Bahnhof und es wurde uns erlaubt, an einem der wenigen Wasserhähne Wasser zu holen. Man stand Schlange; ich hob den Kopf

und las den Namen des Bahnhofs: Epernay!!! Mitten im Land des Champagner trank ich Wasser! Das war der Gipfel! Wir waren im Osten Frankreichs, in Lothringen und dem Elsass, die deutsche „Départements“ geworden waren. Die Namen der Ortschaften hatte man germanisiert, sie wurden nun in gotischer Schrift geschrieben. Wir waren müde von der langen Reise und schliefen die meiste Zeit. Unsere Begleitung war sehr wachsam und wir konnten kaum unsere Beine bewegen. Der Zug fuhr immer weiter und endlich erreichten wir den Kölner Hauptbahnhof.

Zum ersten Mal sahen wir die Folgen eines Bombenangriffs und dies waren nicht gerade ermutigende Aussichten. Die Einwohner hatten in der Nacht zuvor „Besuch“ gehabt. Die Schienen der meisten Gleise reckten sich zum Himmel und schienen einen Korkezieher zu bilden. Die Gebäude des Bahnhofs und die Bahnsteige waren zu großen Teilen zerstört, die Brücke über den Rhein (ein



Abb. 1. Ausweis der Maschinenfabrik Carl Zangs für Jacques Lemonnier; 1943



Abb. 2. Hauptbahnhof Krefeld; Winter 1941/42

Fluss, den ich damals nicht überquerte, da ich am linken Ufer lebte) war intakt und die berühmte gotische Kathedrale, der Dom, war nicht beschädigt.

Eine weitere Eskorte erwartete uns, das Gewehr über der Schulter. Die Männer machten jedoch keinen aggressiven, sondern insgesamt einen eher gleichgültigen Eindruck, so, als ob ihnen alles schießegal wäre. Wir gingen an Kaufhäusern vorbei und bemerkenswerter Weise auch an einem Tabakgeschäft mit reicher Auswahl, bei dem ich mir schwor, eines Tages dorthin zurückzukehren. (Diesen Vorsatz verwirklichte ich in der Tat im Jahre 1959 und kaufte dort eine Packung Zigarren, die ich noch besitze.) Es war sehr heiß und wir hatten Durst, unsere Aufpasser auch. Wir machten in einem Café halt. Ich bestellte eine Limonade, weil ich kein Bier mochte, aber Limonade schien es dort nicht zu geben und so musste ich wie alle ein Bier trinken. Ich war 21 Jahre alt und es war das erste Bier einer langen Reihe, die noch folgen sollte.

Wir nahmen unseren Weg wieder auf, unsere Führer mit Waffen, wir mit Gepäck. Nach einem langen Marsch kamen wir schließlich in einem Durchgangslager an. Wir sahen die ersten Baracken und schiefen zum ersten Mal in Betten mit zwei Etagen, auf Stroh, das mit Jutesäcken eingefasst war. Vorher wuschen wir uns, natürlich mit kaltem Wasser. Wir verfügten über lange Waschbecken aus Zink mit vielen Wasserhähnen. Das war der Komfort!!! Um unsere Notdurft zu verrichten, benutzten wir Urinierbecken. Darüber hinaus gab es ei-

ne andere Vorrichtung die man nicht anders als „Donnerbalken“ bezeichnen konnte. Es war nämlich eine Holzbaracke von ungefähr einem Dutzend Metern Länge, deren Boden zementiert war und in die zwei Gräben von 50 Zentimetern Breite und ungefähr einem Meter Tiefe gezogen waren. Oberhalb eines jeden Grabens, die diesseits und jenseits eines zentralen Durchgangs gegenüber lagen, hatte man in der Mitte Rohre aus Eisen als Sitz installiert; ein anderes, etwas höher gelegenes Rohr, versah die Funktion einer Rückenstütze. Wohlgermerkt, es gab keinerlei Abtrennung! Es fehlte jegliche Intimität und man konnte den Zustand der Verdauungsprodukte seines Gegenüber gut beurteilen. Entschuldigen Sie bitte diese nicht gerade appetitanregenden Einzelheiten, aber man muss sie kennen, um zu verstehen, dass dies für uns der Anfang unseres Abstiegs war.

Als nächster Schritt wurden wir von unseren Gastgebern eingeteilt. Ich fand mich als Kamerad eines jungen Franzosen wieder, der für den Aufenthalt in Deutschland mein Gefährte in der Not wurde: Yves Rialland, Sohn eines bretonischen Arztes aus Pont-Scorff (nahe Lorient). Ein deutscher Reservist brachte uns dann nach Köln zurück, wo wir einen Zug mit unbekanntem Ziel bestiegen. Im Verlauf der Fahrt machte ich einige Anläufe zu einem Gespräch, aber da ich Deutsch mit nicht mehr als den ersten 24 Lektionen der „Méthode Assimil“ gelernt hatte, war das Ergebnis nicht besonders überzeugend. Nach etwa einer Stunde erreichten wir unser Ziel; wir waren in KREFELD.

## Krefeld, Juli 1943

Auch in Krefeld konnten die Spuren der verschiedenen Bombardements nur einem Blinden entgehen und das war für uns nur der Anfang. Vor dem Krieg war Krefeld eine Stadt von einer ähnlichen Bedeutung wie Caen gewesen, sehr lebendig und florierend. Im Zentrum stellte der Ort ein große Rechteck dar, das durch vier schöne Boulevards (Nordwall, Südwall, Ostwall, Westwall) begrenzt war. Die Hauptaktivität Krefelds im industriellen Bereich lag vor dem Krieg in der Textilproduktion, aber zu jener Zeit wurden alle Fabriken, selbst die Krawattenfabriken, zur Waffenherstellung und für Kriegszwecke genutzt.

Der Führer verließ uns beim örtlichen Arbeitsamt. Für uns war dies der Sklavenmarkt! Kurz nach der Ankunft hörten wir die Laute „Lémonirre“ und „Raïelanttt“. Fein, wir verstanden Deutsch!!! Man übergab uns unserem zukünftigen Arbeitgeber: Robert Reichling. Er war etwas über vierzig, pausbäckig und untersetzt, aber er schien ein „guter Kerl“ zu sein. Reichling brachte uns nun in seinem Auto (Opel Kadett, Jahrgang 1938) zu seiner Fabrik. Während der Fahrt ergab sich eine Art Gespräch; ich tat mein Bestes, denn Freund Rialland hatte sich nicht mit der „Méthode Assimil“ befasst. Was ich verstand, war so etwas wie: „Was machen Sie?“ – „Studenten“ – „!!!“ Reichling war verblüfft. Er sammelte seine Gedanken so gut er konnte, ohne Zweifel seine Verwaltung verfluchend, die ihm zwei Kerle zugewiesen hatte, von denen er sich fragte, was sie wohl tun könnten. Nach langem Nachdenken fragte er: „Verstehen Sie etwas von Geometrie?“ Plötzlich verehrte ich die Mathematik und bedauerte keineswegs die Stunden, die ich mit dieser interessanten Materie verbracht hatte, von der ich jedoch leider nie viel verstanden hatte. Ich antwortete, Begeisterung vortäuschend, mit „Ja“, denn da ich nun ein Sklave war, beflügelte mich der Gedanke, einer manuellen Arbeit zu entgehen, für die ich mich nicht begabt fühlte.

## Oberdießemer Straße 15

Unsere „Wohnung“ befand sich an der Oberdießemer Straße 15, mitten in der Stadt beim Bahnhof, in der Nähe einer Eisenbahnbrücke. Wir logierten in der zweiten Etage, auf dem Speicher einer umgewandelten Waffenfabrik (Carl Zangs Maschinenfabrik AG). Man trat durch die Wohnküche ein (8 m x 8 m), die von großen Klappfenstern und einigen Glühlampen erhellt war. Beheizt wurde das Ganze mit einem großen Kohleofen, der im Winter glücklicherweise nie ausging. Daneben lag der Schlafraum (8 m x 15 m), ausgestattet mit etlichen Betten, die aus drei Etagen übereinander bestanden. Jede Schlafstelle hatte eine Matratze aus Jutestoff, gefüllt mit Stroh. Die Matratze hatte eine Öffnung auf der Seite zum besseren Verteilen des Strohs, aber

das Stroh verlor sich beim Verschieben und wurde nicht erneuert. Außerdem bekamen wir winzige eigene Wandschränke zugewiesen. Die Einrichtung wurde durch eine abgetrennte Waschecke vervollständigt, mit drei grauen Waschbecken, an jedem ein Dutzend Wasserhähne. Die Küchenecke war mit einem kleinen Tisch versehen, auf dem ein Gasherd mit zwei Flammen ununterbrochen brannte. Beinahe hätte ich die WCs vergessen: Es waren ganze vier, mit Türen, aber nicht sehr sauber.

Die „glücklichen“ Mieter waren fast sechzig an der Zahl, darunter einige holländische Bauern. Der Besitzer des Bettes unter mir hörte auf den mir absolut unverständlichen Namen Pieter van Mierden! Die Franzosen, die in der absoluten Mehrheit waren, kamen aus allen Regionen Frankreichs. Sie waren zwischen 20 und 50 Jahren alt und stammten fast alle aus dem Arbeiter- und dem ländlichen Milieu, was für Bürgerkinder wie Riialand und mich im Nachhinein gesehen eine sehr interessante Erfahrung war. Ein Teil der Arbeiter arbeitete in Tages- und Nachtschichten bei Zangs, andere, wie wir, in anderen Fabriken.

Am Morgen bekamen wir einen Becher „Kaffee“, eine schwarze und heiße Sache. Mittags und abends wurde uns das Essen in einem Blechkanister gebracht, in den die Köche etwas gefüllt hatten, was eine Mahlzeit zu sein schien. Von Zeit zu Zeit fand man mit etwas Glück ein Stückchen Fleisch darin. Zweimal in der Woche gab es eine Lieferung mit Lebensmitteln: ein halbes Schwarzbrot, ein Stück Margarine, ein ganz kleines Stück geräucherter Speck, Melasse, wohl aus der Zuckerfabrikation stammend (etwas, das man heute den Rindern gibt), fünf deutsche Zigaretten und drei Scheiben Pastete in Zellophan. Der Tauschhandel war bei unserer Ankunft schon in vollem Gange; drei Wurstscheiben hatten den Wert von zwei Zigaretten, aber die Kurse passten sich, wie an der Börse, den mehr oder weniger dringenden Bedürfnissen der Verbraucher an.

Wir hatten das Glück, Kinder aus Bürgerfamilien zu sein, die in ländlichen und wohlhabenden Gebieten lebten. Yves Eltern und die meinen schickten uns einmal Geld und ziemlich häufig reichhaltige Lebensmittelpakete: Konserven, Schokolade, geräucherten Schinken und bretonischen Kuchen. Dieses etwas anrühige Privileg fand im Juli 1944 ein Ende, da die Postdienste eingestellt wurden. Nun lernten auch wir den Hunger kennen.

Jeden Morgen wurden wir auf wenig freundliche Art eingeladen, uns zu erheben: „Aufstehen!“ Nach einer schnellen Toilette und dem Kaffee stiegen wir die Treppen herab und steuerten die nächstgelegene Straßenbahnhaltestelle an, denn wir arbeiteten nicht vor Ort, sondern bei dem schon erwähnten Robert Reichling. Reichling hatte eine Firma, die sich vor dem Krieg mit der Fabrikation



Abb. 3. Firma Robert Reichling, Luftbild aus den 1950er Jahren. Im Hintergrund ist die Kölner Straße zu sehen

von Filtern befasst hatte und die Reinigungsanlagen für verschiedene Einrichtungen installierte. Der exakte Name lautete „Robert Reichling & Co., KG. Dampfkessel, Wassereiniger und Apparatebau“. Der Betrieb lag an der Kölner Straße 401/403a, ungefähr einen Kilometer von unserer Straßenbahnhaltestelle entfernt. Diese Station trug im übrigen den Namen „Reichling“. Die Fabrik beschäftigte ungefähr sechzig Personen: Deutsche, ein Dutzend Franzosen und Russen (Männer und Frauen). Letztere stammten alle aus dem Ort Chepetovska in der Ukraine und waren in einer Gruppe zusammen deportiert worden. Außerhalb ihrer Arbeit waren die Fremdarbeiter frei in ihren Bewegungen, man war aber gehalten, die Stadt und ihre Vororte nicht zu verlassen. Zur Kontrolle bekamen wir eine besondere Identitätskarte (ich wurde bei Zangs mit der Lagerkarte Nr. 87 bedacht).

Das Unternehmen Reichling bestand aus drei Hauptgebäudeteilen: Verwaltung und Büros, vier Werkstätten und der Kantine, die mit Toiletten und tadellosen Duschen ausgestattet war. Die Arbeit begann um sieben Uhr am Morgen und endete um sieben Uhr am Abend, mit zwei Pausen von jeweils einer halben Stunde: Um zehn Uhr, um eine kleine Zwischenmahlzeit, wenn man sie mitgebracht hatte, einzunehmen und um dreizehn Uhr für das Mittagessen, welches wir in der

Kantine einnahmen und das durch unseren „Wirt“ geschickt wurde. An schönen Tagen durften wir eine kurze Siesta in einem kleinen Garten machen. In dessen Mitte stand eine Stehle, die mit einem Hakenkreuz versehen war, worauf „Arbeit adelt“ stand. Ich erinnere mich nicht mehr, ob wir das ganze Wochenende für uns hatten, aber es blieb jedenfalls der Sonntag, der zunächst mit Ausschlafen anfang. Danach vertrieb man sich die Zeit mit verschiedenen Zerstreuungen: Kino, wo wir allerdings nicht viel verstanden, hauptsächlich zu Beginn unseres Aufenthalts; ein- oder zweimal Konzerte und hauptsächlich Spaziergänge in der Stadt oder im umliegenden Land, aber ausschließlich in den festgesetzten Grenzen. Ich erinnere mich hauptsächlich an ein Konzert mit klassischer Musik in einer Kaserne und an eine Freilufttheateraufführung „Der Zigeunerbaron“ von Franz Lehár in der Burg Linn. Wenn wir ins Kino gehen wollten, mussten wir uns mit denen zufrieden geben, die noch existierten. Eines davon befand sich in der Nähe des Hauptbahnhofes und die anderen in der Umgebung: St. Tönis, Schiefbahn und Viersen. Das Ganze endete einige Male im „Seidenfaden“ und dann, etwas angeschlagen, in einer Kneipe, wo man mit den Kameraden zahlreiche Biere trank, an denen ich langsam Geschmack gefunden hatte. Während unseres Aufenthaltes tranken wir davon an den langen Abenden noch



Abb. 4. Der „Seidenfaden“ am Ostwall; 1943, nach dem Luftangriff



Abb. 5. Kölner Straße 403. Wohnhaus der Familie Reichling; 1979

eine ganze Menge. Vor unserem Lager gab es nämlich eine kleine Gaststätte, zu deren Umsatz wir mit den vielen Litern Bier, die wir dort tranken, wesentlich beitrugen.

Gelegentlich widmeten wir den Sonntag häuslichen Aktivitäten. Das Wichtigste war das Waschen unserer Wäsche, eine Operation, der wir uns so oft wie möglich unterzogen. Leider hatten wir im Ganzen nur zwei Gaskocher. Ein und dasselbe Hemd wurde deswegen zwei Wochen lang getragen; die erste richtig, die folgende verkehrt herum.

Krefeld liegt, wie jeder weiß, im Rheinland. Das Rheinland ist eine industrielle Region, weswegen wir häufig durch den Besuch amerikanischen Flugwesens „beglückt“ wurden. Wenn man in der Stadt war, musste man sich, sobald die Sirenen heulten, in Deckung begeben, sogar wenn man glaubte, noch die Zeit zu haben, in sein Domizil zurück kehren zu können. Die Unterstände in der Stadt waren gelegentlich Keller, die man als sicher einschätzte oder auch Bunker. Die Letzteren waren enorme Konstruktionen mit fünf bis sechs Etagen, davon drei unterirdisch, und zwei Meter dicken Mauern und einem ebenfalls sehr starken Dach. Diese Bunker waren gewaltig und ich habe nie erfahren, wie viele Personen darin Platz finden konnten.

Die Luftalarme am Tage waren anfangs eher selten. Manchmal wechselten die Flugzeuge lediglich ihre Route und die ganze Aufregung war dann umsonst. Die Nachalarme waren allerdings sehr viel häufiger. Zu Beginn meines Aufenthalts gab es zwei bis drei Angriffe pro Nacht; gegen Ende gab es aus gutem Grund gar keine Alarme mehr, weil die Sirenen nicht mehr funktionierten oder nicht mehr vorhanden waren. In unserer Unterkunft bei Zangs, wo wir die Nacht verbrachten, war es Vorschrift, bei Alarm sofort in den Keller hinab zu steigen. Dieser war gewölbt und für den

Fall der Verschüttung mit Schaufeln und Haken ausgestattet. Am Anfang stieg ich noch jedes Mal hinab, aber am Ende wurde man fatalistisch. Einmal wurde jedoch ein Bombensplitter von fünf Zentimeter Größe auf seiner Flugbahn durch ein Stück Karton aufgehalten, mit dem das Fenster abgedeckt war, vor dem ich mich gerade befand. Einer meiner Kameraden, der schon vor mir in Krefeld gewesen war, geriet jedes Mal in Panik und stieg bei jedem Alarm mit seinem Rucksack, mit seinem Brotbeutel und ... einem Akkordeon die zwei Etagen bis zum Keller hinab.

Ungefähr einmal im Monat waren wir als Wächter bei Reichling; wir schliefen dann in der Kantine. Die wenigen Nächte, wo nichts geschah, konnten wir Radio hören, deutsches natürlich, mithilfe eines Apparats, der solide in einem Holzkoffer eingebaut war. Er war auf einen offiziellen Sender eingestellt und es gab keine Möglichkeit, den Sender zu wechseln.

Sobald die Dinge ernster wurden, kam ein deutscher Arbeiter, der in der Umgebung der Fabrik wohnte, und half uns. Deutsche Feuerwehrhelme auf dem Kopf, mussten wir die Runde durch die Fabrikgebäude machen. Feuerbekämpfungsmaterial war vorhanden, im Falle eines Brandes wäre es aber ungenügend gewesen. Es gehörte zu unseren Aufgaben, das ganze Gelände abzugehen. Im Falle von Gefahr war es uns erlaubt, einen Betonunterstand aufzusuchen. Wir konnten auch in Löchern von anderthalb Metern Tiefe in Hockstellung gehen, die auf einem benachbarten Feld ausgehoben worden waren. In den Löchern sollten wir uns vor dem, was vom Himmel fiel, mit Deckeln, die einen inneren Haltgriff hatten, schützen. Die Deckel waren in der Fabrik aus Stahl hergestellt worden und man betrachtete sie als ausreichenden Schutz.

Trotzdem, wenn man dort hockte und den sich steigernden Lärm vernahm, vergleich-

bar dem einer Lokomotive, die über einen hinweg rast, war man erleichtert, wenn das Ding weiter weg explodierte und man sich selbst noch lebend wiederfand. Bei einer dieser Wachen wurde ich Augenzeuge, wie die Luftabwehr ein amerikanisches Flugzeug traf. Es stürzte mit einem brennenden Flügel ab, drei Menschen retteten sich mit dem Fallschirm, der Rest... man weiß es nicht. Einige andere Male, hauptsächlich gegen das Ende des Krieges hin, halfen wir bei Phosphorbombardements; es ist vielleicht hübsch, wenn man von Weitem diese Tausende von kleinen Flammen von Himmel fallen sieht, aber man muss auch hauptsächlich an die denken, die sich darunter befinden. In Dresden hat diese Art Schauspiel in einer einzigen Nacht das Leben von 135 000 Menschen gefordert! Mehrere der Kameraden aus dem Lager und russische Arbeiter, die bei Reichling eingesetzt waren, wurden so auch zu Opfern.

Wie erwartet teilte man uns nie die Anzahl der Opfer mit. Man konnte sich aber eine ungefähre Vorstellung davon machen, wenn man sah, wie jeden Tag die Zahl der zerstörten Häuserblöcke zunahm. Wurde man in der Stadt durch einen Alarm überrascht, war der Eindruck im Bunker noch viel erschreckender: Das ganze riesige Gebäude fing an zu zittern und zu beben, wahrscheinlich bedingt durch seine Festigkeit; und was für ein Gefühl war es, wenn der Bunker durch eine Bombe direkt getroffen wurde, wie ich es einmal erlebte! Wie auch immer, trotzdem musste man seine Arbeit wieder aufnehmen oder bei den Räumungsarbeiten helfen.

## Kölner Straße 403 a

Unsere vorgetäuschten Kenntnisse der Geometrie ermöglichten es Riiland und mir, im technischen Büro als Zeichner zu arbeiten. Ich erinnere mich an einige unser Kollegen:

Heinrich Hoff (der in Fischeln, Clemensstraße, wohnte), Paul Houba (er wurde schnell eingezogen), den Portier Stoeffell (der ganz in der Nähe wohnte) und hauptsächlich an den Personalchef, dessen Name sich im Französischen wie „bineau“ oder „bino“ anhörte. Unsere fünf deutschen Kollegen, die alle ziemlich sympathisch waren, grüßten sich am Morgen und am Abend mit einem „Heil Hitler“, mehr oder weniger zurückhaltend, abhängig von der jeweiligen Person und der herrschenden Müdigkeit. Der rechte Arm wurde dabei leicht angewinkelt, als wolle man damit eine Fliege fangen. Zu Beginn übergab man mir Zeichnungen, die ich kopieren sollte, um meine Fähigkeiten zu beurteilen, oder ich musste bei anderen Zeichnungen den Maßstab verändern. Dies alles machte ich mit mehr oder weniger Geschick, im Gegensatz zu Rialland, der dafür wirkliche Begabung zeigte. Da ich aber nun einmal da war, stellte man nicht mehr allzu viele Fragen und man beschäftigte mich mit untergeordneten Aufgaben, die meinen Fähigkeiten mehr entsprachen. Ich machte die Ablage, darüber hinaus reproduzierte ich Pläne mit einem Fotokopierer, der mit zwei Bogenlampen versehen war. Am Ende dieser Tätigkeit musste man die erhaltenen Exemplare in einen Kasten tun, wo sie Ammoniakdämpfen ausgesetzt wurden.

Ich machte auch Einkäufe in der Stadt. Hauptsächlich war ich beauftragt, den Ammoniak bei der Drogerie Dilg zu besorgen. Dort machte ich die Bekanntschaft einer charmanten jungen Dame, die ein bisschen Französisch sprach. Unsere Beziehungen gediehen aber nicht sehr weit, da so etwas unter Androhung von Gefängnisstrafe verboten war. Nach einer Weile, als es mir von Mal zu Mal schwerer fiel, auf den Zeichnungen die Kurven und geraden Linien sauber zusammen zu fügen und als meine Geschäftsreisen in die Stadt und andere kleinere Arbeiten als nicht mehr lohnend erachtet wurden, fand ich mich aus diesem relativen „Garten Eden“ hinausgeworfen. Ich musste die soziale Leiter noch weiter hinabsteigen. Eines Mittags, als ich alleine im Büro war, erklärte mir der oberste Chef höchstpersönlich in einem, wie mir schien, resignierten Ton: „Ich bin nicht mehr zufrieden mit ihr Arbeit. Sie werden morgen in Fabrik arbeiten“. Weil Beschwerden natürlich nicht zugelassen waren, fand ich mich am nächsten Morgen als Fabrikarbeiter wieder.

Ich durchlief alle Stadien der Fabrikation von 100kg-Bomben, die bei Reichling hauptsächlich hergestellt, jedoch dort nicht gefüllt wurden. Zunächst musste man dafür im Lager mit Hilfe eines kleinen, auf Schienen montierten Flaschenzugs ein Eisenblech (1,50 m x 1,50 m) herausuchen. Über die Köpfe der erschrockenen Kameraden wurde es durch einen Teil der Werkstatt transportiert, bis hin zu einer Schleifmaschine, die die Kanten für die Schweißnähte vorbereitete. Mein deutscher Kollege, der mir von Zeit zu Zeit im Verborgenen ein Butterbrot gab, befestigte

danach dieses Blech, das ich unter die Biegevorrichtung gelegt hatte, auf einer anderen Maschine. Ich war dabei extrem vorsichtig, da es keine Schutzvorrichtung gab. Wenn man nun einen hübschen kleinen Zylinder erhalten hatte, musste man ihn zum Schweißen tragen, und das war verdammt schwer! Es wurde versucht, mich in die harte Arbeit des Schweißens von Bögen einzuarbeiten. Das Ergebnis war aber nicht zufriedenstellend und ich bekam ein oder zweimal diese schrecklichen Funken ins Gesicht. Man hatte dann die ganze Nacht den Eindruck, eine Handvoll Sand im Auge zu haben. Ein anderer war dann beauftragt, auf den Zylinder einen Kegel zu schweißen, an dem, glücklicherweise in einer anderen Fabrik, der Zünder befestigt wurde.

Zu meiner Arbeit gehörte es auch, einen Ring an das andere Ende des „Ungeheuers“ anzulegen, an dessen Boden die Stabilisierungsflößen befestigt wurden. Diese sorgten dafür, die Bombe zu dirigieren und im Ziel niedergehen zu lassen. Es war wirklich „sehr“ einfach, die Befestigungsschrauben dem Teil zuzuordnen und die Schraubenbolzen anzuziehen. Unglücklicherweise hatte man aber davon sechs bis acht und sie passten nicht immer! Ich durfte eine Feile gebrauchen, aber mit Vorsicht. Die Schraubenmuttern waren sehr groß und so verbargen sie meine Fehler bei der Justierung. Ich fragte mich angstvoll, ob „meine“ Bomben nicht auf eine Schule voller kleiner Engländer fielen oder auf die Fabriken, in denen ihre Eltern arbeiteten. Wenn die Deutschen meine Arbeit überprüft hätten, wäre ich möglicherweise wegen Sabotage angeklagt worden und dann bei der Deportation gestorben, nach dem Tode noch ausgezeichnet mit dem Kreuz der Ehrenlegion!

Die Bombardements und Schäden an den Fabriken wurden immer schlimmer. Als Konsequenz wurden die Arbeitgeber der verschiedenen Firmen verpflichtet, zwei ihrer Arbeiter an die Betroffenen „auszuleihen“. Wie erwartet schickten die Chefs die weniger produktiven Elemente ihres Unternehmens fort. Sie dürfen raten, wer bei Reichling der am wenigsten Produktive war ... Natürlich ich!

Zu Beginn wurde ich eingeteilt, dabei zu helfen, eine Reihe Ziegel für Bedachungen zu beschaffen. Der Kollege zeigte mir, wie man es machte; aber es war in der sechsten Etage, wir waren mitten im Winter und die Dachbalken waren mit Eis bedeckt. Ich klammerte mich so fest ich nur konnte und von Ausrutscher zu Ausrutscher erreichte ich den Kamin, an dem ich, mich festklammernd, einen guten Moment inne hielt, um mich an die Höhe zu gewöhnen. Ich nahm einige Dachziegel und dann galt es hinab zu steigen, um auf der Straßenseite weitere zu suchen und dann mit einem solchen Stapel, der einiges wog, wieder auf ein anderes Gebäude zu steigen, um dort das Dach neu zu decken. Etage folgte auf Etage, den ganzen Tag lang und man

musste sich beeilen, denn es drohte Schnee. Ich erinnere mich unter anderem, dass diese Ziegel nur 5 Kilometer von Saint Jean de Daye, in einer Ziegelei in unserer Nähe, gefertigt worden waren. Diese Ziegelei wurde von einem Freund meiner Eltern geleitet und war von den Deutschen beschlagnahmt worden. Das brachte mich auf Hundertachtzig!

Ich half auch meinen deutschen Kameraden bei der Räumung ihrer von den Bomben beschädigten Wohnungen oder Häuser. Ein Mal gab man mir die Adresse eines Fabrikarbeiters, der mir bei meiner Ankunft einen kleinen Imbiss anbot: eine Art „café“ und ein schönes Gläschen Schnaps. Ich verstand warum, als er mir erklärte, wir müssten den Rest eines Nachbarhauses räumen und dort die Leiche seines Sohnes suchen, der Mitglied der Hitlerjugend gewesen war und nun ins Leichenschauhaus gebracht werden sollte! Dieser „reizende“ Tag endete, indem ich mich auf dem Friedhof einfand, um an der Stelle, wo auch seine Großmutter lag, das Grab des jungen Mannes auszuheben. Zu allem Überfluss war die Erde hart gefroren! Ich tat mein Möglichstes, um nicht zu tief zu hacken und bedeckte dann zum Schluss den Sarg der guten alten Dame mit Erde und Schutt.

Eines Wintermorgens – in dieser Region, in der Kontinentalklima herrscht, ist das Wetter um diese Zeit sehr rau – wurde die ganze Mannschaft dazu verdonnert, ein Bahngleis, das hinter der Brücke entlang unseres Lagers verlief, wieder instand zu setzen. Es war teilweise durch die Explosion eines Munitions- und eines Versorgungszuges zerstört worden. Wir gingen also und man lieferte uns Schaufeln, Gabeln und Hacken aus. Die Arbeit war über alle Maßen anstrengend, umso mehr, als man, nachdem der Schotter in seinen alten Zustand zurück versetzt worden war, uns zu je zwölf Mann mit Hilfe von großen Spezialklammern lange schwere Schienenstücke tragen ließ, die anschließend an den Schwellen befestigt werden mussten. Die Schienenstücke wurden abgelegt und genau ausgerichtet, denn dort wurde kontrolliert!

Ein Alarm überraschte uns am Nachmittag. Wir brachten uns entlang der Gleise in einer Holzhütte (!) in Sicherheit, einer an den anderen gedrückt und das in der Nähe eines Lagers mit englischen Gefangenen, zu denen wir aber keinen Kontakt aufnehmen konnten.

Nach all dem waren wir sehr erschöpft. Ich schlief im Stehen ein und erwachte im Sitzen. Schon am Anfang hatten wir interessante Dinge ausfindig gemacht: einige nicht ganz zerstörte Waggons und vor allem eine herrliche Herde von Kühen, die durch die Explosion oder ihre Druckwelle getötet worden waren. Das war verlockend für Hungrige wie uns. Wir mussten uns aber vor der Eisenbahnpolizei hüten, die, die Waffe in der Hand, zwischen den Überresten Streife lief und ohne Vorwar-

nung auf Plünderer schoss. Ich machte es wie die Kameraden, ich stahl Töpfe und Seife aus den Waggons und machte mich über eine appetitliche Kuh her. Unglücklicherweise hatte ich nichts als ein bescheidenes Taschenmesser dabei, schlecht geschärft obendrein. In aller Eile schnitt ich die Hinterbacke der „Bestie“ an einer Stelle an, von der ich dachte, das Fleisch sei dort am zartesten. Man musste aber zuerst die Haut aufschneiden und das kam einer sportlichen Leistung gleich! Trotzdem nahm ich ein gutes Ende mit, in der Hoffnung, die Kontrolle am Ausgang zu passieren. Glücklicherweise ging alles gut. Ich kehrte ruhmreich zum Truppenlager zurück und da wir kein Fett hatten, ließen wir das frische Fleisch auf einer vom Feuer erhitzten Platte schmoren. Es war wirklich zäh, aber uns erschien es köstlich. Ich konnte leider nur ein oder zwei Mal zu den Wagen zurückkehren. Schade, denn ich begann Geschmack daran zu finden... am Fleisch überhaupt.

Danach wurde ich wieder zu verschiedenen Frondiensten eingeteilt. Besonders zu erwähnen ist das Ausheben langer Zickzack-Gräben entlang der Straße zum Schutz des Personals der Transporte vor Luftangriffen. Später dachte ich schon, ich müsste meine Karriere als Kohlschlepper beenden. Ich musste nämlich die Öfen in den Büros, in denen ich in einer glücklicheren Epoche gearbeitet hatte, mit Brennmaterial versorgen – Größe und Niedergang!

Dies alles gab wenig Anlass zur Begeisterung und die Moral war nicht sehr gut; wir kamen uns vor wie in einem Tunnel, aus dem es keinen Ausweg gab. Es war nicht möglich, ausländisches Radio zu hören. Die einzigen Nachrichten erreichten uns durch eine Zeitung „L' Echo de Nancy“, die natürlich unter deutscher Kontrolle stand und nichts als gute Neuigkeiten über den Krieg brachte. Dasselbe galt für die Wochenschauen. Man musste wirklich die Anzeigen in den Zeitungen heranziehen, um ein Bild davon zu bekommen, wie es mit diesem verdammten Krieg stand. Die Briefe aus Frankreich wurden immer seltener. Um den Intellekt ein wenig wach zu halten, blieb uns nur die Lektüre, da einige von uns Bücher von zu Hause erhalten hatten. Wir lasen sie ohne Unterbrechung wieder und wieder, so gut, dass ich zum Schluss das letzte Buch, das mir meine kleine Freundin geschenkt hatte, fast auswendig konnte. Es war „Das weiße Pferd“ von Elsa Triolet. Ich habe es immer noch, ohne Einband, ganz verschmutzt, da es nicht immer von sauberen Händen gehalten worden war.

An den sogenannten „Feiertagen“ war die Stimmung noch trüber. Wir bereiteten uns auf Weihnachten und Neujahr vor, indem wir uns auf dem Schwarzmarkt (der schlecht bestückt war) Lebensmittel und sogar einige Flaschen Moselwein (!) beschafften. Später sangen wir dann, begleitet von einem Akkordeon, einige Lieder, die gerade modern waren, in ganz

seltener Fällen auch die „Marseillaise“. Sogar ich! Das war wirklich der Gipfel der Verzweiflung! [Der Verfasser stammt aus einer monarchistisch gesinnten Familie. A. d. Ü.]

## Die Invasion

Am Mittwoch, dem 6. Juni 1944 gegen 9 Uhr morgens, sah ich den Hausmeister der Fabrik in die Büros und die Werkstätten stürzen. Er brüllte einen Satz, von dem ich nur das Wort „Invasion!“ verstand. Alle Fabrikarbeiter waren aufgeschreckt, aber absurderweise schienen die Deutschen sogar erleichtert, da ihre Ungewissheit hinsichtlich des Ortes und des Zeitpunkts der Landung nun beendet war. Seit Jahren traktierte man ihre Ohren mit der Unüberwindbarkeit des berühmten „Atlantikwalls“ und die Führung hatte ihnen tausend Mal wiederholt, man werde den Amerikanern dort die Zähne ausschlagen und sie ins Meer zurückwerfen. Nach der schrecklichen Niederlage bei Stalingrad begann den Deutschen aufzugehen, dass ihr Territorium nicht unverletzlich war. Für sie bestand die offensichtliche Lösung darin, die Amerikaner endgültig und schnell auf dem Wasser abzuwehren, was dank des „Atlantikwalls“ wohl einfach zu sein schien. Ihre gesamte Streitmacht hätte dann im Kampf gegen die Russen eingesetzt werden können.

Wir beließen die Deutschen in ihrer Sicherheit, aber hofften natürlich inständig, sie würden sich täuschen. In den ersten Tage fehlte es gänzlich an genauen Informationen über den Ort der Landung: Pas de Calais oder Normandie? – Hitler selbst war wohl unsicher. Aber nach drei oder vier Tagen gab es keinen Zweifel mehr. Das alles spielte sich ganz in der Nähe meiner Heimat ab, in Vierville-Saint-Laurent sur Mer, das zu „Omaha Beach“ wurde, nahe dem Casino, in dem wir 1931 zur Hochzeit meiner Schwester getanzt hatten. Die Amerikaner kamen nicht so recht voran. Ich hörte oder las täglich die Namen der Dörfer und Städte, die ich genau kannte und stellte mir nicht gerade angenehme Fragen, die auch noch länger ohne Antwort bleiben sollten. Als mein Heimatort, Saint Jean de Daye, gegen Ende Juli nicht mehr zur Kampfzone gehörte, besserte sich meine Stimmung, auch wenn Zweifel blieben.

Wie immer lasen wir nichts anderes als die offiziellen Zeitungen, aber es gab Dinge, die einem trotzdem nicht verborgen blieben. Man musste schon ein kompletter Narr sein, wenn einem nicht klar wurde, dass die „Eindringlinge“ immer weiter vorrückten. Zwei oder drei Mal sahen wir erbärmliche Einheiten deutscher Soldaten von der Front zurückkehren: mit alten, wackeligen Lastwagen, Fahrrädern und sogar mit Pferdefuhrwerken. Im Dezember 1944 hörten wir, da wir der holländischen Grenze sehr nahe waren, immer deutlicher den Lärm der Kanonen. Mein deutscher Kamerad sagte mir „Krieg bald fertig“. Dann, ein

Grinsen auf den Lippen, hinzu fügend „Ich Kommunist“. Zu Weihnachten sahen wir uns schon befreit, aber unsere Hoffnung verlor sich sehr schnell, da Hitler eine letzte Offensive in den Ardennen versuchte, um Antwerpen zu erobern und die Dinge noch einmal herum zu reißen. Glücklicherweise, für uns, ging ihm das Benzin aus!

Überflüssig zu erwähnen, dass die Feiertage Weihnachten 1944 und Neujahr 1945 nicht sehr heiter verliefen, trotz einer kleinen Lebensmittelbeigabe vom Schwarzmarkt. Ich erinnere mich nur an einen melancholischen Spaziergang, den einige von uns bei eisigem Wind durch einen der großen verschneiten deutschen Tannenwälder machten. Ich hatte jedoch die große Freude, etliche Monate nach der Landung durch Vermittlung des Internationalen Roten Kreuzes einen Brief meines Vaters und meiner Mutter zu erhalten. Sie hatten ihn im Juli 1944, nach ihrer Befreiung, geschrieben. Darin teilten sie mir gute Neuigkeiten von der Familie und sich mit. Sie berichteten auch von Plünderungen, begangen durch die deutsche Armee (diese Wörter waren durch die Zensur durchgestrichen worden), durch amerikanische Soldaten und durch zivile französische Flüchtlinge. Der Brief endete mit den Worten: „...trotz allem können wir wie immer zusammen glücklich sein, wenn Du wieder zurück sein wirst“. Endlich war ich über ihr Schicksal beruhigt.

Und das Leben ging weiter: malochen, pennen und alles nun immerfort hungrig, denn nach der Landung erhielten wir keine Lieferungen mehr und mussten uns zufrieden geben mit dem kümmerlichen Essen, das wir bekamen. Aber das alles war wohl nicht so schlimm wie Ravensbrück! Am 20. Juli entkam Hitler einem Attentat. Man wählte ihn tot, aber dieses Gerücht wurde schnell dementiert. Danach zeigte man Hitler sehr schnell in der Wochenschau. Er sah nicht gut aus, und sein Kumpel Mussolini, der gekommen war, um ihn zu besuchen, sah auch nicht besser aus. Sobald bekannt wurde, dass Hitler nichts geschehen war, wurde überall geflaggt, ob man nun zufrieden war oder nicht. Dies sollte das letzte Mal sein, dass ich dieses Spektakel sehen würde.

## Befreiung – 5. März 1945

Am späten Nachmittag des 4. März 1945 forderten die Werkmeister der Fabrik uns wenig lebenswürdig auf, zum Basislager zurück zu kehren, um dort unsere Decken und unser Gepäck einzusammeln, weil wir am nächsten Morgen nach Breslau, 600 Kilometer weiter östlich, gebracht werden sollten. Das Transportmittel wurde uns allerdings nicht näher bezeichnet. Wir weigerten uns standhaft, die Anweisungen zu befolgen und rührten uns nicht. Wir wussten nämlich seit dem Vortag, dass die örtliche Gestapo überstürzt abgereist war. Als unsere Chefs nun drohten, sie zu rufen, fanden wir dies überaus lächerlich.

Im Laufe des Abends näherte sich der Gefechtslärm immer mehr und die nun kleinlaut gewordenen Deutschen ließen uns im Grunde tun, was wir wollten. Wir wussten seit einiger Zeit, dass sich Herr Reichling im Garten seines Hauses einen ziemlich geräumigen Bunker hatte errichten lassen, mit beruhigenden Betonwänden und einer gepanzerten Tür. Einige Russen und Franzosen (darunter ich) ließen sich dort nieder und hatten nun das Vergnügen, Bekanntschaft mit Robert Reichlings Mutter und seiner Gattin zu machen. Die Russen brachten eine große Kanne mit von ihnen selbst gebranntem Kartoffelschnaps mit. Sie luden uns ein, auf die Gesundheit von allem, was man sich vorstellen konnte, anzustoßen: auf Russland, Frankreich, Stalin, de Gaulle usw. ... Gott weiß, was sie sich beim Trinken noch einfallen ließen. Wir liebten so viele Runden wie möglich aus, denn es war Fusel. Ein ganz frischer Alkohol, der gut und gerne seine 60 % Alkohol hatte!!! Die Nacht verlief schwierig in diesem beengten Raum. Von Zeit zu Zeit wurde die Tür zum Lüften geöffnet, denn es stank entsetzlich. Bei dieser Gelegenheit wurde dann der Natur die schreckliche Mixtur zurück gegeben – danach wuchs dort kein Kraut mehr.

Im Morgengrauen wurden wir von Granatwerferschüssen geweckt. Da ich angegeben hatte, die Sprache Shakespeares perfekt sprechen zu können, wurde ich damit beauftragt, durch ein kleines Guckloch Ausschau zu halten, wo die Feindseligkeiten stattfanden. Erste Feststellung: es gibt keine deutschen Soldaten im Blickfeld (aus dem einfachen Grund, da sie hinter uns waren). Ungefähr hundert Meter entfernt, auf der anderen Seite des Feldes, das den Garten umgab, sah ich einige Amerikaner, die Deckungslöcher aushoben und ab und zu einige Schüsse abgaben. Ich hatte meine Rede schon vorbereitet und als sie in Rufweite waren, rief ich so laut wie möglich: „Don't shoot! We are french prisoners of war!“. Man antwortete darauf augenblicklich: „Wer seid ihr? Wie viele seid ihr? Welche Nationalität? Wie viele Deutsche? Seid ihr bewaffnet?“. Meine Antworten schienen sie zufrieden zu stellen. Die Soldaten gaben uns den Befehl, einer nach dem anderen heraus zu kommen, die Arme hinter dem Kopf verschränkt. Danach mussten wir uns an einer Mauer aufreihen. Wenn es nicht schnell genug ging, gab es wenig freundschaftliche Rippenstöße und noch einige Tritte in den Hintern. Jedermann wurde gewissenhaft durchsucht und da ich der einzig akzeptable Gesprächspartner schien, musste ich die Unterhaltung weiter fortführen. Dann wollten die Amerikaner Auskünfte über die anwesenden Deutschen haben: „Sind sie Nazis? Wie haben sie sich Euch gegenüber verhalten? Kennt ihr andere Nazis in der Umgebung?“ Das ganze in einem Ton, der nicht gerade zum Scherzen verleitete. Unser Chef, nunmehriger Ex-Chef, schien nervös zu sein, da er früher die ganze Zeit auf seiner Weste ein schönes vergoldetes Abzeichen mit einem Hakenkreuz getragen



Abb. 6. Deportierte Ukrainerinnen in Krefeld; 1943

hatte, aber ich war nobel und großmütig und denunzierte ihn nicht, wodurch er bestimmt einige Unannehmlichkeiten vermied.

Unsere Befreier hatten derweil ein technisches Problem: Eines ihrer Maschinengewehre hatte eine Ladehemmung und ein kleines Teil musste ausgetauscht werden. Ich zeigte es einem Kameraden, einem Dreher von Beruf, der meinte, es wieder beschaffen zu können. So gingen wir mit einem amerikanischen Soldaten zur Fabrik zurück, weil bizarrerweise die Elektrizitätsversorgung nicht abgeschaltet worden war. Während wir den Garten durchquerten, hörten wir einige Tchui... Tchui... Tchui..., als wenn man ein Stück Stoff zerreißt. Als ich sah, dass der Amerikaner sich auf den Bauch warf, verstand ich schnell, dass dies Geschosseinschläge waren und warf mich mit dem Kameraden an seine Seite. Als die Reparatur fertig war, trafen wir uns im Hause des Chefs. Die bewaffneten und verschmutzten Amerikaner suchten dort im Salon etwas, um sich die Kehle anzufeuchten. Sie fanden schließlich ein Einmachglas mit in Cognac eingelegten Kirschen, dessen Inhalt nun zum Teil auf den Teppich der armen Frau Reichling tropfte.

Danach zogen unsere Amerikaner weiter, um den Krieg fortzusetzen, da der Rhein nicht mehr als fünf oder sechs Kilometer entfernt war. Weiße Betttücher oder weiße Handtücher hingen aus allen Fenstern. Diese lösten auf angenehme Weise die Hakenkreuze ab! Um nicht zurück zu bleiben, forderten wir von der Frau des Hausmeisters, uns auf der Nähmaschine eine Trikolore zu nähen. Sie wagte nicht, dies zurück zu weisen. Überhaupt wurden die Deutschen plötzlich sehr hilfsbereit; die Zeiten hatten sich schnell geändert! Am Nachmittag halfen wir bei der endlosen Durchfahrt des amerikanischen motorisierten Materials: Jeeeps, Lastwagen, Panzer und und und ...

Wir hatten den 5. März 1945 und waren endlich frei! Die alliierte Verwaltung für das besetzte Gebiet wurde an der ehemaligen Stätte

der Gestapo eingerichtet. Wir begaben uns sofort dorthin, um uns zu melden, denn wir hatten nur noch eine Idee im Kopf: Wieder in die Heimat zurück zu kehren!

Es ist unbedingt nötig, dass ich einen kleinen Absatz den armen Mädchen widme, die in einer Gruppe aus ihrem Dorf in der Ukraine entführt und unter der größten Not nach Deutschland transportiert worden waren. Sie waren schlecht untergebracht, schlecht versorgt und mussten wie die Männer und sogar länger arbeiten. Wir wurden ihre Freunde, die gemeinsame Sprache war Deutsch. Mit der Zeit fanden sie etwas passendere Kleidung und wir gingen von Zeit zu Zeit miteinander aus, aber alles in Ehren, denn damals hatte die Stunde der sexuellen Befreiung noch nicht geschlagen. Darüber hinaus wäre es einem Todesurteil gleichgekommen, wenn eine von ihnen schwanger geworden wäre. Sie hießen Yanniéna, Anna, Olga – mit Spitznamen wie Yanka, Aniou, Aniouchka – und ich vergass Zina, mit ihrem Schneidezahn aus Metall! Wie alle Russen sangen sie wunderbar im Chor! Auch sie träumten von nichts anderem als davon, schnell nach Hause zurück zu kehren. Sie kehrten in der Tat zurück, aber ihre Regierung war der Meinung, dass ein wahrer Patriot sich nicht fangen lassen dürfe, sondern sich im Gegenteil einer Partisaneneinheit anzuschließen hätte, um den Kampf fortzuführen. Aus diesem Grunde wurden sie massenhaft erschossen oder auch als Zwangsarbeiter nach Sibirien verschickt. Das ist eine historische Tatsache! Ich frage mich auch, was einem französischen Freund zugestoßen ist, der seine russische Freundin nicht verlassen wollte und mit ihr ging. Uns bat er zu sagen, er sei bei einem Bombenangriff verschwunden.

Von Zeit zu Zeit kehrte ich zu unserem Lager bei Zangs zurück, um von dem einen oder anderen Neuigkeiten zu erfahren. Eines Tages sagte mir ein Freund, ein Amerikaner sei gekommen und wolle mich am selben Tag um die Mittagszeit beim Arbeitsamt treffen. Es war gerade soweit. Ein hilfsbereiter Deut-

scher lieb mir ein Fahrrad und ich lernte einen Amerikaner namens Abel Lambert kennen. Er sagte mir, er habe sich in Saint Jean de Daye bei meinen Eltern aufgehalten und hätte seitdem immer noch Briefkontakt mit meiner Mutter, die er seine „mama française“ nannte. Er zeigte mir einen ihrer Briefe. Am Anfang war dieser ganz banal, aber eine Passage gegen Ende ist buchstabengetreu in meine Erinnerung eingemeißelt: „Wenn Sie durch Krefeld kommen, versuchen Sie Jacques zu treffen und ihm Neuigkeiten von uns zu geben. Aber sagen Sie ihm auf gar keinen Fall, dass sein Vater tot ist!“ Der arme Abel verstand wohl wirklich nicht gut Französisch, sonst hätte er mir kaum diesen Brief zu lesen gegeben.

Wie von einer Granate getroffen stand ich auf dem Gehweg. Es brauchte einige Zeit, bis ich mich wieder gefasst hatte. Der arme Abel, der schnell verstanden hatte, dass er in ein Fettnäpfchen getreten war, erzählte mir, so weit er davon wusste, die Einzelheiten. Mein Vater war am 27. Oktober 1944 an einer Herzerkrankung gestorben, wahrscheinlich müde durch die Verwaltungsprobleme mit den Besatzern und dem 45 Kilometer Fußmarsch bei der Massenflucht der französischen Zivilbevölkerung im Sommer 1944.

## Rückkehr nach Zuhause

Die Amerikaner gingen nun daran, das deutsche Territorium ganz zu besetzen. Wir waren unter den ersten Gefangenen, die sie befreit hatten. Immer effektiv, organisierten sie unsere Rückkehr und führten uns in einem Gefängnis in der Nähe von Krefeld zusammen, dessen Türen nun offen standen. Wir waren sehr zahlreich und sie meinten mit vollem Recht, dass es klug sei, uns zu desinfizieren, um die Verbreitung von Mikroben und die Übertragung von Parasiten zu verhindern, die wir mit uns schleppten. Sie ließen uns in fünf Reihen aufstellung nehmen, gegenüber fünf Amerikaner mit einer Art Feuerspritze bewehrt, die an einen Kompressor angeschlossen war und an einen geheimnisvollen Tank. Auf Kommando schritt jede Reihe nacheinander drei Schritte vor. Der Amerikaner vor uns besprühte uns mit seiner Spritze mit einem weißen Puder, von dem wir später wussten, dass es D.D.T. war: einmal auf die Gürtellinie der Hose, dann jedes Bein, dann aufs Genick, dann auf jeden Ärmel und schließlich auf den Kopf. Zum Abschluss gab's noch eine gute Portion auf die Mütze oder den Hut.

Mein Ruf als Übersetzer führte dazu, dass ich von einem Offizier der Spionageabwehr angefordert wurde, der beauftragt war, eventuelle Spione, Kollaborateure sowie freiwillige Milizionäre oder Arbeiter aus Frankreich oder anderen Ländern aufzuspüren. Dieser Aufgabe widmete ich mich mit einigem Eifer, hauptsächlich um die Zeit tot zu schlagen; in der Küche wurde ich nun direkt bedient, ohne mich in die Schlange einreihen zu müssen.

Meine Funktionen erlaubten mir außerdem den Zugang zu den sonst verschlossenen Teilen des Gefängnisses, wo die Amerikaner die ehemaligen deutschen Wachmannschaften untergebracht hatten, die jedes Mal eine Tracht Prügel bekamen, wenn ihnen die Suppe gebracht wurde. Gerade hatte man im Inneren von Deutschland die großen Konzentrationslager entdeckt, was die wenig freundschaftlichen Handlungen der Amerikaner erklärt.

Da ich nicht die Absicht hatte, bei der Jagd nach Spionen Karriere zu machen, ist mein Jubel erklärlich, als ich auf der Liste derjenigen, die als nächste abtransportiert werden sollten, meinen Namen fand. Zwei Soldaten nahmen uns eines schönen Abends auf einem amerikanischen Lastwagen mit. Aber wir hatten kein Glück! Unsere Chauffeure waren entweder müde oder betrunken oder beides gleichzeitig. Sie fuhren wie die Wahnsinnigen und um uns zu sichern banden wir uns mit unseren Hosengürteln an die Seitenwände des Lastwagens. Auf diese Weise haben wir den Sicherheitsgurt erfunden! Dies war eine weise Vorsichtsmaßnahme gewesen, da wir am Ausgang einer Kurve in einen Kartoffelacker rasten! Durch das Vorrücken der Panzer waren die Straßen zerstört und die in Trümmern liegenden Ortschaften waren noch nicht komplett geräumt. Wir fuhren daher langsamer, mit reduziertem Licht und darüber hinaus mussten wir den Konvois, die an die Front fuhren, den Vorrang lassen.

Am frühen Morgen machten wir Station in einem Ort, dessen Name uns absolut nichts sagte: „Maastricht“. Dieser Name wurde ja später berühmt, jedoch nicht wegen uns. Am Nachmittag passierten wir endlich die französische Grenze, mit flatternder Fahne und aus vollen Kehlen die „Marseillaise“ singend. Die Menschenmengen nahe der Grenze beklatschten uns wie einen Triumphzug, da wir mit unter den ersten Befreiten waren; ich kann mir vorstellen, dass sie mit der Zeit ermüdeten. Die nächste Etappe war Valenciennes, wo wir die Nacht in einem Gewölbekeller zubrachten. Da wir an den nächsten Tag dachten, waren wir sehr nervös und wir hatten Schwierigkeiten einzuschlafen. Am nächsten Morgen brachte uns ein Zug, dessen Lokomotive mit Fahnen geschmückt war, nach Paris.

Militärmusik (noch einmal) – ein kleiner Imbiss – Identitätskontrolle – Empfang eines Gutscheins für einen Anzug und einer „Prämie“ von 1000 Francs. Danach begab ich mich schnell zu meiner Schwester, die meinen Namen auf einer Liste mit Rückkehrern gelesen hatte, die in den Zeitungen veröffentlicht worden war. Wir umarmten uns und ließen unseren Tränen freien Lauf. Am nächsten Morgen nahm ich den Zug nach Lison. Ich hatte meine Rückkehr nicht ankündigen können, da das Telefonnetz noch nicht wieder hergestellt war; ich stieg daher ganz alleine

auf dem Bahnsteig aus, der Bahnhof war zur Hälfte zerstört. Es gab kein Empfangskomitee, da niemand von den anderen vor mir zurück gekommen war. Es blieb mir nichts anderes übrig, als meinen Rucksack und meinen Holzkoffer aufzunehmen und zu Fuß die neun Kilometer zurück zu legen, die mich von Saint Jean de Daye trennten.

Ich sehe mich noch die kupferne Hausglocke bei meinem Bruder läuten. Er war mit seiner Frau und mit seinen Kindern daheim. Meine Mutter, die auf der anderen Seite der Straße wohnte, war schnell benachrichtigt. Sie eilte herbei und die Umarmungen und die Tränen begannen von Neuem. Die Rückkehr war schön, aber sie war überhaupt nicht so, wie es mir vorgestellt hatte. Danach gingen wir zum Friedhof, zum Grab meines Vaters. Ich hasse die Friedhöfe!

## Schlußfolgerung

Jeder Mensch sieht sich im Laufe seines Lebens einer Vielzahl von Situationen gegenüber, auf die er nicht ausreichend vorbereitet ist. Dies ist es, was mir während meines Aufenthaltes in Krefeld passiert ist. Jede dieser Situationen hat für sich Konsequenzen, die positiv oder negativ sind.

Mein Aufenthalt in Krefeld hat mich für 22 Monate von meiner Familie getrennt und war für sie eine Quelle fortwährender Unruhe. Ich meinerseits reiste in das Unbekannte mit all den Befürchtungen, die man in jener stürmischen Zeit haben konnte. Nicht zuletzt war ich gezwungen, meine Studien an einem entscheidenden Punkt zu unterbrechen und diese Unterbrechung von zwei Jahren führte dazu, dass ich viele Vorhaben aus meiner persönlichen und beruflichen Lebensplanung nicht verwirklichen konnte.

Auf der anderen Seite habe ich während meines Aufenthaltes in Krefeld eine Menge von Dingen gelernt, die ich vorher nicht kannte. Ich fand mich mitten in ein soziales Milieu geworfen, das wirklich ganz verschieden von dem meinigen war. Ich habe gelernt, meinen Lebensunterhalt durch meine Arbeit zu verdienen; etwas, mit dem ich mich vorher nicht hatte beschäftigen müssen. Ich habe die Armut kennen gelernt und auch allerlei Demütigungen. Ich habe in einem Mal Menschen von verschiedener Herkunft und Nationalität getroffen, was mir in einem anderen Fall niemals widerfahren wäre. In einem Wort, ich habe das Leben, den Tod und den Hunger kennen gelernt sowie die Solidarität zwischen Menschen, die von verschiedener Nationalität, verschiedener ethnischer Herkunft und verschiedener Religion waren.

Am Ende ist die Bilanz positiv!

Und nun – alles in allem – Dank an Krefeld für das, was ich dort gelernt habe!!!